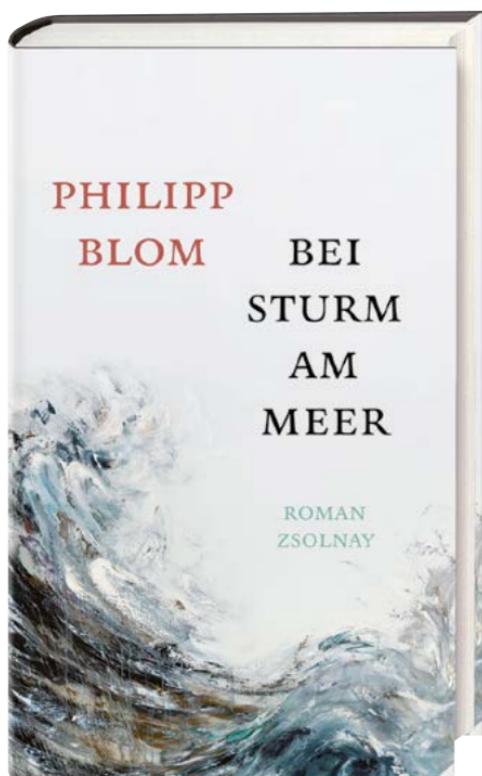


Leseprobe aus:
Philipp Blom
Bei Sturm am Meer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016





PHILIPP BLOM
BEI STURM AM MEER

Roman

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der
Kulturabteilung der Stadt Wien

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-552-05793-7

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Für Arnd und Christina

ERSTER TAG

MARLENE, MEINE MUTTER, deine Großmutter, ist in der Post verlorengegangen. Nicht, weil sie sich in einem riesigen Bürogebäude verlaufen hätte, nicht, weil sie alt und verwirrt war. Sie wurde nicht alt, und sie war ganz klar bis kurz vor ihrem Ende, als das Morphinum ihr waches Bewusstsein trübte. Nein, als ordentliche und versicherte Paketsendung ging sie verloren, ging die Urne mit der Asche verloren, die von ihr übrig geblieben war.

Deine Großmutter hätte diese Geschichte sicherlich komisch gefunden. Ich kann ihre Stimme hören, wie sie solche Sachen erzählte, alte, immer wieder aufpolierte Geschichten aus der Familie oder irgendwas, was sie im Radio gehört oder beim Friseur gelesen hatte, wo sie die Illustrierten nach Neuigkeiten über königliche Paare und ihre Familien durchkämmte (bis zu ihrem Tod war sie eine sentimentale holländische Monarchistin, sie liebte die Monarchie als etwas Schönes, so wie sie Hortensien liebte). Ich kann sie lachen hören, ein entferntes Echo des trompetenden Familienlachsens. Sie liebte absurde Geschichten, und es hätte sie amüsiert, durch ihr Verschwinden im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu bleiben. Sie ist buchstäblich nicht zu ihrem eigenen Begräbnis erschienen.

Erst vor zwei Stunden wurde ich angerufen. Die Friedhofsdirektion bedauerte, die Urne meiner Mutter sei nicht wie erwartet angekommen; da könne man nichts machen, meine Anwesenheit sei demnach nicht notwendig. Ich habe dann noch mit der niederländischen Post telefoniert, mit der deutschen Post, mit dem Begräbnisinstitut, das die Kremation vorgenommen und das Paket hochoffiziell abgeschickt hat. Nichts. Niemand weiß etwas. Meine Mutter bleibt verschwunden, irgendwo auf dem Weg zwischen Sterbebett und Grab.

So sitze ich hier, in einem Hotelzimmer in Amsterdam, wohin ich gekommen bin, um als einziger Trauernder an der Bestattung teilzunehmen. Ich versuche meine Gedanken zu ordnen. Schriftlich. Damit es zählt, damit du mir glaubst, damit alles dokumentiert ist, was schon passiert ist und was in den nächsten Tagen noch passieren wird.

Von meinem Zimmer aus blicke ich über eine Gracht. Es ist seltsam beruhigend, die Fenster der Häuser gegenüber zu beobachten. Ich werde meine Suche fortsetzen, aber momentan kann ich nichts tun. Ich warte auf Rückrufe, Überprüfungen, höhere Instanzen. Zunächst einmal habe ich also Zeit, dir von der Verkettung der Umstände zu berichten, die mich hierhergeführt haben und die dabei sind, mein Leben von Grund auf umzugraben.

Um dir zu erklären, was vorgefallen ist, um dir zu zeigen, wer dein Vater ist, muss ich etwas ausholen, muss ich dir von meiner Mutter erzählen, sie kann es ja nicht mehr, und von ihrer Mutter, von ihrer, deiner und meiner ganzen Familie.

Es mag dir eine kapriziöse Idee scheinen, Sascha, dir so eine Zeitkapsel zu überreichen, einen Brief, den dein Vater geschrieben hat, als er exakt das Alter hatte wie du jetzt, wenn dir dieser Brief ausgehändigt werden soll: vierundvierzig Jahre. Du sollst den Brief an deinem Geburtstag bekommen, so werde ich es hinterlegen. Vierzig Jahre in die Zukunft! Wenn ich dann noch lebe – und ich weiß nicht, ob mir diese Idee erstrebenswert erscheint –, werde ich mich auf meinen fünfundachtzigsten Geburtstag vorbereiten. Vielleicht wirst du mich besser verstehen, wenn du diese Zeilen gelesen hast, vielleicht sogar dich selbst, die Impulse, Ticks und Gesten, die jeder Mensch mit Fremden teilt, die zufällig Teil derselben Familie sind.

Die Häuserzeile gegenüber wirkt idyllisch. Ich sehe direkt in einige Wohnungen hinein: ein Studentenpaar schräg links gegenüber, ein kahlköpfiger Mann an seinem Computer, ein Schlafzimmer mit einem ungemachten Bett, das noch genauso aussieht wie gestern Abend.

Ich habe noch eine zweite Mission hier, die schwieriger ist als das Begräbnis oder die Suche nach einer abhandlungskommenen Urne, und weniger klar. Auch sie betrifft deine Großmutter, aber noch mehr deinen Großvater und mich selbst – und damit betrifft sie auch dich. Um sie zu erklären, um zu erklären, warum ich im Begriff bin, eine wildfremde Frau zu besuchen, die ich nur einmal in meinem Leben gesehen habe, nämlich bei der Trauerfeier für deine Großmutter, bei der sie unvermittelt auftauchte und, kaum dass wir ein paar Worte gewechselt hatten, genauso plötzlich wieder ver-

schwand – um all dies verständlich zu machen, muss ich dich mitnehmen in die Zeit, in der ich selbst noch ein Kind war.

Ich habe den größten Teil meiner Kindheit allein mit meiner Mutter verbracht, obwohl über die Jahre mehrere Männer Anteil an ihrem Leben hatten. Nie habe ich jene an Vaters statt angenommen, denn ich hatte ja einen Vater, der zwar nicht bei mir war, nicht körperlich anwesend, aber doch eine ständige Nähe und Inspiration, ein Teil von mir.

Mein Vater Henk war ein Held, und ich liebte ihn mit einer hell lodernenden Kinderliebe, auch wenn ich kaum mehr eine Erinnerung an ihn hatte. Ich war gerade vier, als er nach Südamerika aufbrach, um dort eine Geschichte zu recherchieren. Das war 1972. Er war Journalist. In Kolumbien sollte er zu einer Rebellengruppe stoßen, um dann irgendwo im Dschungel deren Anführer zu interviewen, für das Hamburger Magazin, für das er arbeitete. Von dieser Reise ist er nie zurückgekommen. Er hatte sich noch gemeldet bei einem Kollegen drüben, der ihm geholfen hatte, den Kontakt herzustellen, er war zu diesem Treffen gefahren, irgendwo in der Provinz, mit dem Auto, und dann war jede Kommunikation von seiner Seite abgebrochen.

Niemand bekannte sich zu der Entführung, seine Leiche wurde nie gefunden, aber damals verschwanden Tausende auf diese Weise. Es gibt ein Wort dafür auf Spanisch: *Desaparecidos* – die Verschwundenen. Sein Tod war seinem Magazin nur eine kurze Notiz wert, eine Zeitung veröffentlichte einen Nachruf. Einige Jahre später wurde sogar ein

Journalistenpreis nach ihm benannt, die Umstände seines Verschwindens und seines Todes wurden jedoch niemals geklärt.

Ich erinnere mich dunkel an einzelne Bilder und Momente des Zusammenseins mit ihm. Ich erinnere mich daran, dass ich auf dem Boden saß und mit seiner Büroschere irgendetwas aus buntem Papier ausschnitt. Er hatte mir immer wieder gesagt, dass ich vorsichtig sein sollte mit der Schere, die schrecklich und wunderbar glitzerte. Ich aber fühlte mich sicher und sah zu ihm auf, wie er an seiner Schreibmaschine saß und schrieb und dabei rauchte, eine Zigarette nach der anderen. Ich erinnere mich an seinen Geruch und an den Klang seiner Stimme und daran, wie wir Spaziergänge an der Elbe gemacht haben, früh am Morgen, mit einer milchigen Sonne am Himmel und ölschwarzen Felsen als Wellenbrecher, auf die ich geklettert bin, und mit den riesigen Schiffen, die sich an uns stumm vorbeischieben, bis sie plötzlich mit dröhnendem Nebelhorn verkündeten, dass alle Welt ihnen untertan sein musste. Man konnte diesen Ton in der Brust spüren, so mächtig war er. Ich besitze eine Fotografie, die uns bei so einem Spaziergang zeigt. (Erinnere ich mich wirklich an die Spaziergänge, oder hat dieses Bild meine Erinnerung erst geschaffen?) Ich sitze auf seiner Schulter und lache, den Mund weit geöffnet. Mein Vater schaut zu mir hinauf, ein kräftiger Mann mit einem entschlossenen, offenen Gesicht, einem Gesicht, von dem du so viel geerbt hast, dass ich oft an dieses Foto denken muss, wenn ich dich ansehe.

Ich habe mich immer gefreut, wenn Marlene mich mit meinem Vater verglich, was sie oft getan hat. Wie dein Vater, sagte sie oft, bei einer bestimmten Bewegung oder einer Geste, die sie an früher erinnerte. Sie hatte dabei ein ganz besonderes, verhaltenes Lächeln auf den Lippen, einen verborgenen Stolz. Damals war ich fest entschlossen, später selbst ein Held zu werden und sein Erbe anzutreten. Sobald ich erwachsen wäre, wollte ich nach Kolumbien fliegen und die Umstände seiner Entführung aufklären, ich wollte mich seines Erbes würdig erweisen. Natürlich bin ich kein Held geworden. Ich arbeite bei einer Marketingagentur. Auch in Südamerika bin ich noch nie gewesen. Eine gewisse Scheu hat mich davon abgehalten, diesen Kontinent zu betreten. Vielleicht ist diese Scheu einfach Feigheit.

Ich schweife ab. Aber ich muss abschweifen und weit ausholen, anders kann ich dir nicht das ganze Bild zeigen, und ich weiß nicht, was ich dir über die Jahre erzählen kann, wie viel Zeit wir miteinander haben werden. Außerdem ist in den vergangenen Wochen so vieles aufgewühlt und umgegraben worden, dass mir selbst nicht klar ist, in welcher Reihenfolge ich alles erzählen soll, ich weiß nur, dass du nichts verstehen wirst, wenn du nicht weißt, warum die Menschen, um die es hier geht, so geworden sind und nicht anders.

Meine Mutter Marlene, deine Großmutter (ich werde sie von jetzt an Marlene nennen, das gibt auch mir Distanz), ist als kleines Mädchen nach Holland gekommen. Sie wurde in

Hamburg geboren, im Winter 1942, bevor die großen Bombenangriffe begannen. Elly, ihre Mutter, den Fotos nach damals sehr attraktiv, mit katzenhaft schräggestellten Augen und rötlich-blondem Haar, war allein, unverheiratet, neunzehn Jahre alt. Kannst du hundert Jahre später überhaupt ermessen, was das damals hieß? Sie hatte davon geträumt, Filmschauspielerin zu werden. Der Vater war Buchhalter bei einem Hamburger Filmstudio, ein nervöser Mann, der niemandem in die Augen blicken konnte, ein Aufschneider und Frauenheld. (So hat ihn mir Marlene später beschrieben, nach den Schilderungen ihrer Mutter, denn sie hat ihren Vater nie gesehen. Elly selbst hat ihn später mit keinem Wort mehr erwähnt.) Elly hatte einen Schreibmaschinenkurs belegt. Als er sie einlud, war sie ganz davon in den Bann geschlagen, dass er beim Film war, sein mausähnliches Profil und seine schlechten Manieren wurden überstrahlt von dem Gedanken an gleißende Scheinwerfer und funkelnde Brillanten, an Premieren mit Champagner-Pyramiden.

Die Wirklichkeit war weniger glanzvoll. Er nahm sie mit in ein Tanzlokal und gab ihr zwei Gläser Sekt, er selbst trank Bier. Dann gingen sie zu ihm nach Hause: eine kleine Wohnung, ein ächzendes Bett. Mehrere Wochen ging das so. Kurze Zeit später wurde er eingezogen und an die Ostfront geschickt. Elly dachte, sie würde ihn nie wiedersehen, und fühlte sich dabei gar nicht traurig. Etwas Nobles, Schicksalhafteres fühlte sie dabei, und im Übrigen: Geliebt hatte sie ihn nie. Damals wusste sie bereits, dass sie schwanger war, aber sie wusste auch, dass ihr Kind nicht bei so einem Mann auf-

wachsen durfte. Er hatte von Hochzeit geredet, nach seiner Rückkehr, das Übliche eben. Sie hatte gesagt, was man in solchen Momenten sagte. Aber sie hatte gewusst, als sie ihn da so sitzen sah, klein und gierig hinter seinem Bier, sie hatte gewusst, dass ihr Kind nicht bei so einem aufwachsen konnte.

Das Kind war ein Mädchen, und irgendwie hatte Elly sich durchgeschlagen, hatte bei ihrer Familie gewohnt, als sie ausgebombt wurde, hatte in einer Firma angefangen, als Tippse in einem Großraumbüro voller junger Frauen an riesigen, metallenen Schreibmaschinen, die mit wütender Präzision auf die Tasten einhackten. Jeden Vormittag war eine von ihnen dran, ihre Maschine zu blockieren, die Metallarme mit den Buchstaben ineinander zu verkeilen oder eine Schraube zu lockern, sodass die Walze beim Zeilenwechsel mitsamt dem Blatt Papier in hohem Bogen aus der Maschine flog und auf dem Boden landete. Zehn Minuten Pause waren das, während der Schaden repariert wurde, die anderen Tippsen hörten auf und sahen zu, und sogar der Chef sagte nichts, denn er wusste, wie ohrenbetäubend das dauernde Klappern und Rattern war.

Nach Kriegsende behielt Elly ihren Job. Das ist nur vorläufig, sagte ihr eine innere Stimme, du bist zweiundzwanzig, und keins der Mädchen ist hübscher als du, warte nur, bis sich wieder alles beruhigt, dann wird es anders, dann wirst du ein Star, bei der Ufa, in Hollywood.

Was sie alles mitgemacht hatte! Die Bombennächte mit Marlene auf dem Arm, eine Flucht aufs Land, das Gerangel

mit ihrer Mutter, Milch finden fürs Kind, etwas Anständiges zu essen, sie war doch noch *lütt*, sie brauchte doch was Gutes. Dann lernte sie Veenstra kennen, einen Geschäftsmann aus Den Haag, Niederlande. Er war älter als sie, mehr als dreißig Jahre. Charmant war er nicht, aber korrekt. Unbeholfen. Immer um sie bemüht. Er hielt die Tür auf für sie, als sie ihn das erste Mal sah, half ihr in den Mantel, immer etwas ungenau. Und ich dachte, es gäbe keine Gentlemen mehr!, sagte sie kokett, und er starrte sie nur an. Er sprach kaum Deutsch. Trotzdem hatte er sie eingeladen, nachdem er eine Woche lang fast täglich in der Firma ein und ausgegangen war. Er war Bauunternehmer, wohlhabend. Er mochte Elly. Sogar Marlene störte ihn nicht. Ich mag Kinder, sagte er und schenkte ihr Schokolade. Er hatte Verbindungen. Er bekam, was er wollte. Auch Elly bekam er, oder vielleicht war sie diejenige, die ihn bekam. Die Hochzeit wurde in aller Stille gefeiert, standesamtlich. Ihre Mutter war da und eine Schwester, als Trauzeuge fungierte ein Geschäftsfreund, ein Mann, den Elly vorher noch nie gesehen hatte.

Nur zwei Jahre später fand sich die neue *Mevrouw* Veenstra in einem Vorort von Den Haag, in einer gesetzten, Kravatte und Perlenkette tragenden Nachbarschaft, in der man sonntags in die Kirche ging, fromme Lieder sang und eine Predigt voller Drohungen und Verwünschungen über sich ergehen ließ, und in der man sich während der Woche nie zu weit vom Fenster entfernt aufhielt, um mitzukriegen, was gegenüber passierte; in einer Nachbarschaft, in der man

mit jungen Frauen aus Feindesland nicht sprach, sie keines Blickes würdigte. Es war kurz nach dem Weltkrieg.

Auch deswegen hatte Veenstra gewartet, bis er seine junge Frau nachholte. Er wusste, was auf sie und auf seine Stieftochter zukam, die arglos in diese feindselige Welt hineinstolperte und fremde Menschen auf der Straße auf Deutsch ansprach. Er hatte versucht, ihnen zumindest einige Sätze auf Holländisch beizubringen. Marlene erwies sich als gelehrige Schülerin. Elly tat sich schwerer. Sie hatte kein Ohr dafür. Sie versuchte es, anfangs sogar mit einem Lehrbuch, das er ihr mitgebracht hatte, aber sie konnte die Silben nicht formen, sie klangen immer wie Kinderdeutsch. Elly begann zuerst herumzualbern, und schließlich stritten sie sich, jedes Mal. Veenstra hörte auf mit seinen pädagogischen Ambitionen. Er war auch kein besonders guter Lehrer. Elly gab einfach auf. Sie hat es nie geschafft, ihren harten Akzent abzuliegen.

Anfangs hatte sie alles getan, um sich anzupassen. Ihm zuliebe lernte sie, holländische Gerichte zu kochen, Hutspot und Stamppot und Endivien und Aal, die Veenstra gerne aß und immer wieder verlangte. Er wollte eine anständige, eine holländische Frau. Und sie war hübsch, mit hochgesteckten, blonden Haaren. Er war bereit, darüber hinwegzusehen, dass jedes Wort aus ihrem Mund sie verriet. Die Nachbarn waren unnachsichtig. Sie hatte auch nach Freundinnen gesucht, nach jemandem, mit dem sie sich austauschen konnte, aber sobald sie etwas sagte, beim Metzger oder in der Bäckerei, sah sie den Hass in den Augen der Leute, und sie fühlte,

wie auch diejenigen, die ihr nichts Böses wollten, sich zurückzogen.

Sie blieb allein mit ihrem Kind und ihrem Mann, eine Insel inmitten der anständigen Straße. Sie gingen nicht oft aus. Die Einkäufe eben, das Kind abholen. Veenstra hatte ein Herzleiden entwickelt und konnte nicht mehr arbeiten. Er verkaufte seine Firmenanteile an seinen Kompagnon, achtete akkurat auf die Finanzen und verbrachte die meiste Zeit damit, zu Hause Zeitung zu lesen, im Vorderzimmer, an dem Tisch, der mit einem Perserteppich bedeckt war. Stundenlang saß er da, eine große, schwarzumrandete Lesebrille auf der Nase und eine Tasse schwarzen Tee in Griffweite. Die Standuhr neben ihm tickte. Wenn sich zur vollen Stunde das Glockenwerk in Bewegung setzte, vor dem ersten Schlag, dann schien sie ein Ticken zu verschlucken, gurgelnd, dem Infarkt nahe. Manchmal beobachtete Marlene Veenstra durch einen Türspalt: Er las fast regungslos. Die bleiche, faltige Haut war sehr glatt rasiert, und doch hatte er immer einen schwarzen Schatten auf den Wangen. Die Haare waren streng zurückgekämmt. Die Dose mit Pomade stand im Badezimmer und roch fremd nach Kokosnuss und Weihrauch. Wie ein Heiliger, dachte Marlene, ein spanischer Priester oder ein Spion. Manchmal wünschte sie sich, dass sein Herz plötzlich aufhören würde zu schlagen, gurgelnd wie das Glockenwerk der Uhr.

Veenstra hatte nur wenige Freunde, die alle so alt waren wie er und von denen einige nach seiner Heirat auf Abstand gingen. Es war still im Haus. Nur Marlene belebte das obere

Stockwerk (ins Wohnzimmer und ins Vorderzimmer durfte sie nur zu den Mahlzeiten, so hatte Veenstra es gewollt) und den kleinen Garten, der nach hinten hinaus ging und sich bis zu einem winzigen, von Entenflott bedeckten Kanal erstreckte, aus dem sie mehrmals gerettet werden musste und in den auch ich gefallen bin, denn Elly ist zeit ihres Lebens nie mehr umgezogen, und wir haben sie oft besucht.

Veenstra war da schon längst nicht mehr am Leben. Er starb vor meiner Geburt und hinterließ Elly eine Summe, die sie zu ihrer Überraschung zur wohlhabenden Witwe machte. Das Sparen hatte sich ausgezahlt, auch wenn Elly von den üppigen Investitionen ihres Mannes wohl nie etwas erfahren hätte, wäre er am Leben geblieben. Jetzt war sie frei: Mitte vierzig und eigentlich attraktiver als je zuvor, Mutter einer Tochter, die bald mit der Schule fertig war, nie wieder gezwungen zu arbeiten.

Sie hatte ihren bettlägerigen Mann mit Hingabe und fast liebevoll gepflegt, aber gleichzeitig, wie eine geheime Hoffnung, begann ihre eigene Lebenslust wieder hervorzukommen. Im nüchternen Nachkriegsholland begann sie sich wieder wie eine junge Frau zu kleiden; Make-up, das in der jüngeren Vergangenheit dem der holländischen Nachbarinnen immer ähnlicher geworden war (anständige Frauen trugen damals keinen Lippenstift und schon gar kein Rouge), trug sie stärker auf, die Lippen strahlten in sorgfältig mit der Kleidung koordinierten Rottönen.

Marlene brachte Freunde nach Hause, um die Schularbeiten gemeinsam zu erledigen, Elly servierte Limonade und

umsorgte die jungen Männer besonders aufmerksam. Später hat Marlene sie immer wieder beschuldigt, mir gegenüber. Ihre Mutter habe ihr die Freunde abgeworben, hat sie einmal gesagt, und mit einem habe sie sogar eine Affäre gehabt, im Gästezimmer, direkt neben dem Krankenlager ihres Mannes.

Was auch immer damals vorgefallen ist, Marlene hat das Haus so rasch wie möglich verlassen. Sie zog nach Amsterdam, nachdem sie mit der Schule fertig geworden war, in ein kleines Dachzimmer im Jordaan. Um die Miete zu bezahlen, half sie in einer Buchhandlung aus.

Ich wollte gar nicht studieren, sagte sie mir oft, aber es war die einzig respektable Art, da rauszukommen. Studieren oder heiraten, und das wollte ich überhaupt nicht, nicht nach dem, was ich bei mir zu Hause gesehen hatte. Ich hab also Kunstgeschichte studiert, mehr aus Verlegenheit, und in der Mensa habe ich ihn kennengelernt, deinen Vater. Der allerdings hatte mit Kunstgeschichte nichts am Hut. Er studierte Politikwissenschaften und Spanisch und war Mitglied der Kommunistischen Partei und verschiedener seltsamer Gruppen, die selbstgedruckte Manifeste verteilten und die Revolution planten, ein lauter und irgendwie gefährlich wirkender Geselle mit langen Haaren und Bart, der dauernd selbstgedrehte Zigaretten rauchte. Das war es auch, was mich zuerst zu ihm hingezogen hat – dieses Gefühl der Gefahr, seine rebellische Haltung.

Damals hat sie ihn nicht gemocht. Fürchterlich fand sie ihn, aber er interessierte sie. Er hat sich über mich lustig ge-

macht, als ein gemeinsamer Freund uns vorstellte, und ich war zuerst stinksauer auf ihn, erzählte sie mir. Die Kunststudentin aus Den Haag, der Stadt der alten Jungfern und Pastoren, nannte er mich mit einem gespielt-vornehmen Akzent, und mein erster Impuls war, dass ich ihm eine runterhauen wollte. Er aber hat meine Wut bemerkt und mich auf einen Versöhnungskaffee eingeladen, einfach so, mit einer theatralischen Verbeugung mitten in der Mensa. Ich glaube, ich bin bis unter die Haarwurzeln rot geworden, aber ich habe angenommen.

Seit meiner Kindheit hat Marlene mir diese Geschichten immer wieder erzählt. Noch auf dem Sterbebett hat sie über diese Zeit gesprochen, als würde sie sich in sie zurückziehen, als wollte sie sichergehen, dass ich kein Detail vergesse. Schon nach wenigen Wochen ist sie mit Henk zusammengesogen. Damals war das ein gewaltiger Akt für ein Mädchen aus gutem Hause, das Rebellischste, was sie jemals getan hat. Veenstra regte sich darüber so auf, dass Elly ihrer Tochter bis an ihr Lebensende vorwarf, diese Schande und die Aufregung hätten ihn umgebracht – *sie* hätte ihn umgebracht. Tatsächlich starb er wenige Wochen später, was allerdings nicht zu Ellys Nachteil war, eigentlich sogar eine Erleichterung, aber trotzdem war sie voller Wut auf ihre Tochter, eifersüchtig auf ihre Freiheit und auf ihre Jugend.

Vielleicht war Elly auch wütend darüber, wie ihr eigenes Leben verlaufen ist, vielleicht wollte sie verhindern, dass Marlene denselben Fehler machte wie sie. Jetzt musste sie mit ansehen, wie ihre unverschämt jugendliche Tochter

mit ihrer mädchenhaften Taille sich einem Kerl an den Hals warf, mit einem dahergelaufenen Studenten ins Bett stieg. Als Marlene sie einmal besuchte, wollte Elly ruhig mit ihr darüber sprechen, aber sie brüllten sich nur an.

Als die Studentenproteste ausbrachen, war Henk ganz vorne dabei. Marlene demonstrierte ebenfalls, gehörte zu den Besetzern des kunsthistorischen Instituts und nahm an Sit-ins teil. Dass sie das aus politischer Überzeugung tat, kann ich mir allerdings nicht vorstellen. Solang ich mich erinnern kann, war sie ein zutiefst unpolitischer Mensch. Zu Hause wurde nie über Politik gesprochen, sie interessierte sich einfach nicht dafür. Damals aber waren Politik und Liebe für sie eins, und womöglich tue ich ihr unrecht: Vielleicht erinnerte sie jede Form von politischem Engagement zu sehr an den Mann, den sie verloren hatte und dessen Leben die Politik gewesen war. Damals hatte sie ihr Leben ganz nach dem seinen ausgerichtet, nach seiner Karriere, seinen Bedürfnissen. Sie selbst hatte keine klare Idee, was sie vom Leben wollte, wie es aussehen sollte. Elly wollte, dass sie Schauspielerin wird, an einem Theater oder sogar beim Film. Sie hatte Unterricht bekommen, und ihre Lehrer hatten gesagt, sie habe Talent, aber sie weigerte sich, Rollen auswendig zu lernen, sie kam zu spät zu Proben, war schlecht vorbereitet. Sie hatte nichts gegen die Schauspielerlei, aber wollte nicht das verpasste Leben ihrer Mutter nachleben, immer ihren Schatten, ihre Verzweiflung fühlen. Die Kunstgeschichte war nur eine respektable Entschuldigung.

Sie hatte keine Pläne. Sie hatte keine Energie, ein ganzes Leben zu planen.

Als der *Spiegel* Henk eine Stelle als Reporter anbot, konnte er die nicht ablehnen. Er hatte etwas geschrieben, die Proteste und ein Fall von Polizeigewalt aus Sicht der Studenten, er sprach hervorragend Deutsch, und in der Redaktion stieß sein Ton auf Zustimmung. Als Erstes heiratete der frischgekürte Redakteur Marlene. Er war mehr Bürgersohn, als er zugab. Dann kam der Umzug, und dann kam ich – Ben, eigentlich Benedict, ein seltsamer Name zu der damaligen Zeit. Marlene hat mir gesagt, sie hätten dabei an Spinoza gedacht, den großen Vordenker der Freiheit, aber das erklärt diese Namensgebung nicht. Benjamin, ja – aber Benedict, mit einem c? Trotzdem. Der Sohn von damaligen Freunden hieß Ernesto, seine Eltern nannten ihn Che.